Peter von Polenz
Geschichte der deutschen Sprache

Peter von Polenz

Geschichte der deutschen Sprache

11., überarbeitete Auflage
von Norbert Richard Wolf

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-048565-3
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-048938-5
e-ISBN (PDF) 978-3-11-048566-0

Library of Congress Control Number: 2019948510

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Wir haben versucht, sämtliche Rechteinhaber ausfindig zu machen und zu kontaktieren, um die erforderlichen Veröffentlichungsrechte einzuholen. Sollten dennoch nicht berücksichtigte Urheberrechtsansprüche bestehen, bitten wir, sich mit dem Verlag in Verbindung zu setzen, damit die üblichen Vergütungen vorgenommen werden können.

© 2020 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Umschlagabbildung: adamkaz / E+ / Getty Images
Satz: jürgen ullrich typosatz, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Inhalt

Vorwort zur 11. Auflage —— VII

Abkürzungen und Symbole im Text —— XI

Zur Einführung: Sprachwandel, Sprachgeschichte und historische Linguistik, Periodisierung —— 1

I. Vorgeschichte der deutschen Sprache —— 25
1. Die indogermanischen Sprachen —— **25**
2. Das Germanische —— **31**
3. Römischer Spracheinfluss —— **37**
4. Die germanischen Dialekte —— **40**

II. Frühmittelalterliches Deutsch —— 44
1. Hochdeutsch und Niederdeutsch —— **44**
2. Entstehung des deutschen Sprachbewusstseins —— **51**
3. Anfänge deutscher Schreibsprache —— **54**
4. Christliches im deutschen Wortschatz —— **57**

III. Hoch- und spätmittelalterliches Deutsch —— 61
1. Veränderungen des Sprachraumes —— **61**
2. Phonologische und morphologische Veränderungen —— **62**
3. Ritterliche Dichter- und Standessprache —— **67**
4. Sprachliche Leistung der deutschen Mystik —— **72**
5. Anfänge deutscher Prosaliteratur —— **75**
6. Mittelniederdeutsch, Mittelniederländisch, Jiddisch —— **80**
7. Hochdeutsche Kanzleisprachbereiche —— **83**

IV. Neuzeitliches Deutsch —— 91
1. Phonologische und morphologische Veränderungen —— **91**
2. Wirkungen des Buchdrucks —— **97**
3. Luther und die Reformation —— **99**
4. Lateinischer Spracheinfluss —— **103**
5. Normative Grammatik —— **109**
6. Französischer Spracheinfluss —— **113**
7. Sprachreinigung und Sprachpflege vom 17. bis 19. Jahrhundert —— **116**
8. Der Weg zur klassischen Literatursprache —— **123**

V. Deutsch vom 19. bis zum frühen 21. Jahrhundert — 134
1. Der Weg zur Einheitssprache — **134**
2. Gemeinsprache und Fach- oder Gruppenwortschatz — **141**
3. Englischer Spracheinfluss — **144**
4. Stilschichten — **151**
5. Literatursprache und Sprachkrise — **159**
6. Politik und Sprache: vor 1945 — **163**
7. Politik und Sprache: nach 1945 — **174**

Abschluss und Ausblick: Die deutsche Sprache im Zeitalter der ‚Globalisierung' — 184

Textproben — 195

Bibliographie — 200

Siglenverzeichnis zur Bibliographie — 233

Sachregister — 234

Wortregister — 243

Vorwort zur 11. Auflage

Seit dem Erscheinen der 10. Auflage im Jahre 2009 sind nicht nur mehrere Sprachgeschichten erschienen, sondern auch eine Reihe von Publikationen, die ihren Gegenstand in der ‚historischen Sprachwissenschaft' bzw. der ‚historischen Linguistik' sehen. Und es hat den Anschein, dass diese neuere Tendenz die Sprachgeschichte ablösen will. Es schien mir daher nützlich zu sein, sich einmal mit ‚Sprachgeschichte' und ‚historischer Linguistik' als konkurrierendenen Konzepten auseinanderzusetzen. Deshalb wurde die Einführung völlig neu geschrieben, wobei einige Passagen immer noch aus der Feder von Peter von Polenz stammen, d. h. aus früheren Auflagen übernommen worden sind, ohne dass ich sie eigens gekennzeichnet habe. Daneben habe ich den ganzen Text aufs Neue durchgesehen, orthographische Fehler, die zu einem großen Teil aus der Technik der Retrodigitalisierung resultieren, beseitigt. An zahlreichen Stellen habe ich neue Forschungsliteratur eingearbeitet und deutlicher als bisher zu bestimmten Meinungen und Äußerungen Stellung genommen. Die Abschnitte über die deutsche Sprache seit 1945 wurden weitgehend neu geschrieben, die Darstellung bis in die jüngste Vergangenheit fortgeführt.

Für wertvolle Anregungen danke ich nicht nur den Rezensenten/innen der 10. Auflage, sondern vor allem Elisabeth Kempf, Annika Goldenbaum und Rainer Rutz, die das Manuskript ausführlich lektoriert haben.

Zwei grundsätzliche Probleme haben sich bei der 11. Auflage noch deutlicher als früher gezeigt:

- Die 9. Auflage der Polenz'schen Sprachgeschichte ist im Jahre 1978 erschienen. Die Forschung ist auch im Bereich der historischen Sprachwissenschaft und der Sprachgeschichte weiter gegangen. Dennoch sind die meisten Literaturhinweise im Text stehengeblieben, dies aus zwei Gründen: Einerseits wurden zahlreiche Forschungsfragen in der jüngeren Vergangenheit nicht mehr so einlässlich gestellt wie etwa in den 60er und 70er Jahres des letzten Jahrhunderts. Andererseits halte ich es für eine fundamentale Aufgabe der Wissenschaft, das bereit zu halten, was wir schon wissen können. Und das ist nicht wenig. Das sollen diese Literaturhinweise dokumentieren.
- Nicht nur die Forschung ist weiter gegangen, sondern die Sprache, vor allem der öffentliche Sprachgebrauch hat sich seit den späten 70er Jahren weiterentwickelt. Dies manifestiert sich sowohl in objektsprachlichen Beispielen, die heute kaum noch so wie damals verwendet werden (etwa *dolle Masche* oder *heiße Musik*), als auch in metasprachlichen Bezeichnungen, die heute oft negativ konnotiert sind (z. B. *Überfremdung*, *undeutsch*, *entartet*). In beiden Fällen wurde behutsam modernisiert. Ich danke Rainer Rutz, dass er mich besonders auf diese Problematik hingewiesen hat.

https://doi.org/10.1515/9783110485660-203

Peter von Polenz hat sich über die 10. Auflage sehr positiv geäußert. Auch die 11. Auflage ist in erste Linie sein Buch, weswegen der für den Autor so typische aufklärerische Duktus gewahrt bleiben soll. Peter von Polenz ist am 24. August 2011 verstorben. Seinem Andenken sei die 11. Auflage gewidmet.

Veitshöchheim, im März 2019 Norbert Richard Wolf

Aus dem Vorwort zur 10. Auflage

Als ich vom Verlag Walter de Gruyter in Person von Herrn Dr. Heiko Hartmann den ehrenvollen Auftrag bekam, die 10. Auflage der ‚Geschichte der deutschen Sprache' von Peter von Polenz vorzubereiten, ahnte ich nicht, dass diese Aufgabe nicht leicht sein würde: Das Buch von Peter von Polenz ist eine überaus kompakte, in sich geschlossene und immer wieder spannend zu lesende Darstellung der deutschen Sprachgeschichte. In die Beschreibung der sozialen und politischen Aspekte der Sprachentwicklung ist immer die Geschichte des Sprachsystems eingebunden; die Vorgeschichte wird nicht um ihrer selbst willen behandelt, sondern um eine Reihe wichtiger Strukturmerkmale des Deutschen gewissermaßen historisch bzw. prähistorisch zu erklären. An einem solchen Buch Änderungen vorzunehmen oder Ergänzungen anzubringen, ist schon deshalb sehr schwer, weil man die Kompaktheit der Darstellung rezipierend geradezu genießen, aber nur mit Mühe nachahmen kann, zumal jeder Autor sein eigenes wissenschaftliches und darstellerisches Temperament hat.

Ich habe mich deshalb nach vielen und vielerlei Versuchen entschlossen, auch die Neuauflage ein Buch des Wissenschaftlers und Autors Peter von Polenz bleiben zu lassen. An zahlreichen Stellen wurden einzelne Wörter ausgetauscht. An einigen wenigen Stellen wurde die Polenz'sche Darstellung durch neue Passagen ersetzt. An mehreren Stellen gab es schließlich Ergänzungen oder Zusätze, meist dem neueren Forschungsstand oder auch der eigenen fachlichen Meinung entsprechend. Insgesamt aber bleibt festzuhalten, dass die Polenz'sche Sprachgeschichte auch heute noch bewundernswert aktuell ist.

[...]

Es bestätigt sich also der wesentliche Ansatz Peter von Polenz', für den Sprachgeschichte, wie er in seinem einleitenden Kapitel ‚Sprachwandel und Sprachgeschichte' deutlich und eindeutig formuliert, eine „Geschichte des sprachlichen Handelns und Handelnkönnens von Gruppen" ist. In diesem Sinne können

sprachgeschichtliche Epochen immer nur dynamisch aufgrund von vorherrschenden Entwicklungstendenzen gesehen werden; und diese vorherrschenden Entwicklungstendenzen muss der Sprachhistoriker herausfinden und definieren.

Auf dieser Basis schien es mir das beste zu sein, das Kapitel ‚Sprachwandel und Sprachgeschichte' unverändert zu belassen; nur die Orthographie wurde, wie im ganzen übrigen Buch, den neuen Normen von 1996/2006 angepasst.

Eine besondere Schwierigkeit lag in der Aktualisierung des Literaturverzeichnisses, das schon Peter von Polenz nur als eine „Auswahlbibliographie" bezeichnet hatte. Neben den nicht wenigen handbuchartigen Darstellungen wurden in der 10. Auflage nur solche Monographien und Artikel in die Bibliographie aufgenommen, die für die Neubearbeitung unmittelbar von Belang waren. Da seit der 9. Auflage, die 1978 erschienen ist, die Forschung in gewaltigem Maße zugenommen ist, ist es unmöglich, im vorgegebenen Rahmen eine nur halbwegs vollständige Zusammenstellung einschlägiger Literatur zu liefern. Hiefür sei vor allem auf die HSK-Bände ‚Sprachgeschichte' in ihrer zweiten Auflage und die üblichen bibliographischen Hilfsmittel verwiesen.

Die ‚Geschichte der deutschen Sprache' von Peter von Polenz soll auch in der 10. Auflage ein Buch bleiben, in dem man den Entwicklungsgang der deutschen Sprache mit Gewinn und Genuss lesen kann. Dazu dienen auch die „Textproben", die unverändert übernommen worden sind.

Norbert Richard Wolf
Würzburg, im August 2008

Abkürzungen und Symbole im Text

Adj.	Adjektiv
Adv.	Adverb
afries.	altfriesisch
ags.	angelsächsisch (= altenglisch)
ahd.	althochdeutsch
aisl.	altisländisch
Akk.	Akkusativ
altfrk.	altfränkisch
altfrz.	altfranzösisch
altind.	altindisch
altir.	altirisch
altiran.	altiranisch
altslaw.	altslawisch
am.	amerikanisch
an.	altnordisch
as.	altsächsisch (= altniederdeutsch)
bair.	bairisch (sprachlich-ethnographisch)
Dat.	Dativ
dt.	deutsch
engl.	englisch
finn.	finnisch
fries.	friesisch
frnhd.	frühneuhochdeutsch
frühahd.	frühalthochdeutsch
frz.	französisch
gall.	gallisch
Gen.	Genitiv
germ.	germanisch
got.	gotisch
griech.	griechisch
hd.	hochdeutsch
hebr.	hebräisch
idg.	indogermanisch (= indoeuropäisch)
Ind.	Indikativ
ind.	indisch
it.	italienisch
kelt.	keltisch
Konj.	Konjunktiv
lat.	lateinisch
md.	mitteldeutsch
mhd.	mittelhochdeutsch
mnd.	mittelniederdeutsch
mnl.	mittelniederländisch
nd.	niederdeutsch

https://doi.org/10.1515/9783110485660-204

ndl.	niederländisch
nhd.	neuhochdeutsch
Nom.	Nominativ
nord.	nordisch
obersächs.	obersächsisch
od.	oberdeutsch
österr.	österreichisch
Pers.	Person
Pl.	Plural
rom.	romanisch
russ.	russisch
Sg.	Singular
slaw.	slawisch
sowj.	sowjetisch
wgerm.	westgermanisch
*	erschlossene oder konstruierte objektsprachliche Einheit
≠	ist nicht gleich mit …; steht in Opposition zu …
< >	graphematische Einheit
/ /	phonematische Einheit
[ ]	phonetische Transkription
þ	stimmloser dentaler Engelaut (Reibelaut, Frikativ)
ð	stimmhafter dentaler Engelaut (Reibelaut, Frikativ)
χ	stimmloser palatoveraler Engelaut (Reibelaut, Frikativ)

Zur Einführung: Sprachwandel, Sprachgeschichte und historische Linguistik, Periodisierung

Sprache ist ein Mittel, Bewusstseinsinhalte (Inhalte der Kognition und Emotion) ‚auszudrücken', d. h. sinnlich wahrnehmbar und dadurch kommunizierbar zu machen. ‚Sinnlich wahrnehmbar' heißt, dass ein Produzent Sprache so äußert, dass ein Rezipient sie mit einem seiner Sinne wahrnehmen kann. Primär ist hier der Gehörsinn, die menschliche Stimme liefert die hierfür notwendigen ‚Daten'. Im Laufe der Sprachentwicklung kommt die Schriftlichkeit dazu, der Gesichtssinn übernimmt wesentliche Aufgaben. Weitere Produktions- und Rezeptionsweisen, so die Gebärden- oder die Zeichensprache oder das Sprechen mit Hilfe des Tastsinns sind für einzelne Personen nicht nur hilfreich, sondern oft genug die einzige Möglichkeit, am gesellschaftlichen Leben sprachlich teilzuhaben; sprachwissenschaftlich gesehen sind das jedoch nur periphere Phänomene. Für die Textbildung hingegen sind die beiden unterschiedlichen Medien – Mündlichkeit und Schriftlichkeit – von fundamentaler Bedeutung. Mündlich konstituierte Sprache ist situationsgebunden, wir könnten auch sagen: sie ist deiktisch; schriftlich konstituierte Sprache hingegen ist situationsabstrakt, sie muss definitorisch vorgehen. Die Informationen, die die Stimme der sprechenden Person gibt, fehlen bei schriftlicher Sprachverwendung.

Die Sprecher als Individuen und als soziale Wesen ändern sich ebenfalls permanent: Sie werden kontinuierlich älter, sie lernen, bewusst und/oder unbewusst, freiwillig und/oder von außen genötigt, immer Neues, neue Verhaltensweisen, neue Elemente des ‚Weltwissens', neue Menschen kennen, um nur Weniges zu nennen; sie ändern ihren Wohnort, ihren Sozialstatus, ihren Beruf, kommen in neue soziale Rollen und passen dem ihre Gewohnheiten an. Wir können zusammenfassend formulieren, dass sich das ‚kulturelle Verhalten' der Sprecher wandelt, wobei wir unter ‚Kultur' „alles" verstehen, „was Menschen gesellschaftlich lernen müssen" (Marschall 1999, 20), also „das grundsätzlich variable Repertoire an Vorstellungen, Verhalten und Verhaltensprodukten" (ebd., 21). Bei diesem Verständnis von Kultur spielt die Sprache eine fundamentale Rolle, da einerseits die sprachlichen Äußerungen die Gegenstände des Erkennens und der Kommunikation konstituieren und sich andererseits die Gegenstände und Sachverhalte, auf die die sprachlichen Äußerungen referieren, in sprachlichen, etwa in lexikalischen und grammatischen Strukturen kondensieren. Mit anderen Worten: In jeder Sprache findet sich die (jahrhundertelange) Erfahrung einer Sprachgemeinschaft.

Die Sprache ändert sich durch den Gebrauch. In seinem 1880 erstmals erschienenen berühmten Werk *Prinzipien der Sprachgeschichte* formuliert dies Hermann

https://doi.org/10.1515/9783110485660-001

Paul so: „Die eigentliche Ursache für die Veränderung des Usus ist nichts anderes als die gewöhnliche Sprechtätigkeit." (Paul 1968, 32) Der Sprachphilosoph Ludwig Wittgenstein nennt die gewöhnliche Sprechtätigkeit ‚Sprachspiel', eine regelgeleitete sprachliche Interaktion, bei der nicht nur der Zufall über den Erfolg entscheidet – wie etwa beim beliebten Brettspiel ‚Mensch, ärgere dich nicht', wo die Intention der Spieler nur eine nebensächliche Rolle spielt –, sondern ganz wesentlich die Strategie der zwei oder mehr Spieler. Für einen strategischen Spielerfolg müssen die Spieler die Spielregeln, zu denen, etwa beim Schachspiel, auch die möglichen Spielzüge der einzelnen Figuren gehören, kennen (das Folgende nach Wolf 2017). Ein Sprachspiel umfasst zwei Systeme, die beide sowohl als Regelsysteme als auch in der ‚konkreten' Verwendung relevant sind: das System der Sprache (‚das Ganze der Sprache') und das System der Sprachverwendung (‚das Ganze der Tätigkeiten'). Das System der Sprache, also die Regeln der Grammatik und die der lexikalischen Bedeutungen (im weitesten Sinn) bestimmen dabei, was richtig und sinnvoll ist, und definieren damit das Sprachspiel. Analog zu den zahlreichen Arten von Spielen gibt es zahlreiche Textklassen wie Textarten, -gattungen oder -sorten. Denn es sind Texte, mit denen sprechende Menschen versuchen, Situationen zu bewältigen. In ähnlichen oder vergleichbaren Situationen bilden sich Traditionen des Sprechens heraus, die zu solchen Textklassen führen. Entscheidend ist, dass wir solche Textklassen, wie immer wir sie nennen, nicht als solche anhand bestimmter Merkmale klassifizieren können, weil die Sprechsituationen gesellschaftlich bestimmt sind und sich daher im Laufe der Zeit wandeln, sodass sich auch die festgelegten Klassenmerkmale ändern. Wohl aber können wir beobachten, dass Texte auf andere Texte Bezug nehmen und auf diese Weise eine Gattungstradition erzeugen (vgl. Hempfer 1997, 654). Da es sich bei Texten und Textklassen stets um historische Gegenstände handelt, muss eine Klassifikation von Textsorten mit immer gleichbleibenden, d. h. ahistorischen Merkmalen schon per definitionem versagen. Einzig bei hoch formalisierten Textsorten wie Arztrezepten oder bestimmten Texten der staatlichen Administration kann es solche Merkmale geben, die allerdings nicht definierenden Charakter haben, sondern die Gültigkeit und Rechtmäßigkeit von bestimmten Vorgängen garantieren. So hat sich z. B. gezeigt, „daß Textsortenkonventionen selbst so stark schematisierter Texte wie naturwissenschaftlicher ‚Originalarbeiten' keine unveränderbaren Normen darstellen, sondern vorläufiges Resultat einer langen Entwicklung sind, die heute abgeschlossen ist." (Ylönen 2001, 283) Johannes Erben hat in diesem Zusammenhang betont:

> Beim Gebrauch der Sprache im Alltag, zur Verständigung über das, was als Wirklichkeit gelten soll und was zu tun ist, und noch mehr beim literarischen Schaffen kann das wirksam werden, was man kreative Flexibilität nennen könnte, das schöpferische Nutzen traditionel-

> ler sprachlicher Gestaltungsmöglichkeiten und Spielräume, um durch die ‚Desautomatisierung' der Sprache über bisher Gesagtes hinauszugehen und im Text ein Neues erscheinen zu lassen, das einer anderen Situation und Wirklichkeitssicht entspricht. (Erben 2016, 185)

Das, was eine Sprachgemeinschaft, eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe als Wirklichkeit ansieht, wird also sprachlich formuliert; in diesem Sinn ist die Wirklichkeit, die reale und vor allem die ideelle Umwelt sprachlich, will sagen: durch Texte konstituiert. Die Moskauer-Tartuer Schule der Kultursemiotik, die vor allem mit dem Namen Jurij M. Lotman verbunden ist, sieht Kultur als ein „sekundäres modellbildendes Zeichensystem" an, das auf dem primären modellbildenden Zeichensystem der Sprache gründet. In der Einführung zur ersten ‚Sommerschule über sekundäre modellierende Systeme' 1965 in Tartu ist zu lesen: „Es wurde vereinbart unter ‚sekundären modellierenden Systemen' solche von ihnen zu verstehen, die auf der Basis der Sprache erscheinend (primäre Systeme) eine ergänzende, sekundäre Struktur speziellen Typs erhalten" (zit. nach Wolf 2011, 190).

Sprachwissenschaft sollte demnach immer auch eine Kulturwissenschaft sein (vgl. Erben 2016). Und Sprachgeschichte sollte demnach immer auch eine Kulturgeschichte sein. Alle Phänomene, die auf sprachlicher Basis eine Kultur oder bestimmte Kulturerscheinungen konstituieren, sind Gegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. Diese umfassende Festlegung hat schon Wilhelm von Humboldt in seinem posthum erschienenen Werk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues* getroffen:

> Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energeia*). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen Sprechens; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen. (Humboldt 1836, 41; das Digraph *ſs* ist hier als *ß* wiedergegeben)

Humboldt sagt hier:

- Die Sprache wandelt sich permanent und kontinuierlich („beständig und in jedem Augenblicke"). Sprachgeschichte ist also die primäre Sprachwissenschaft; ein synchron beschriebener Sprachzustand ist ‚nur' ein augenblickliches Fließgleichgewicht.
- Die Sprache ist „die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes". Es ist die kulturschaffende Tätigkeit der Sprachgemeinschaft bzw. der Sprecher, die die

Sprache als Instrument benutzen, um damit sprachliche Artefakte zu produzieren.
- Die Sprache ist schließlich „die Totalität dieses Sprechens“, worunter wir alle Aspekte des Phänomens Sprache verstehen können.
- Die gesprochene Sprache ist, „genetisch[ ]“ gesehen, das Zeichensystem erster Ordnung und das primäre Medium zur Realisierung von Sprache. Sie ist durch den „lebendigen Vortrag“ gekennzeichnet, die Stimme liefert wesentliche Informationen sowohl über das Ausgedrückte als auch über die Sprecher; das primäre Rezeptionsorgan ist das Ohr. Demgegenüber ist die Schrift ein „Zeichensystem zweiter Ordnung“ und ein „Medium, das der Sprache eine ganz besondere Existenzweise ermöglicht“ (Köller 1988, 154).
- Die Schrift leistet Humboldt zufolge nur „eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung“, die den „lebendigen Vortrag“ nur höchst ungenügend festhalten kann. Möglicherweise ist es dieses Unvermögen, das von Anbeginn der Schriftlichkeit der „ganz besondere[n] Existenzweise“ der Sprache zu einem reichen literarischen Leben verholfen hat.

Es versteht sich von selbst, dass für Zeiten, in denen eine Archivierung gesprochener Sprache nicht möglich war, in erster Linie Zeugnisse geschriebener Sprache als Quellen für Sprachgeschichte dienen können. Wie bereits eingangs betont, gilt gesprochene Sprache normalerweise als situationsgebunden, während geschriebene Sprache situationsabstrakt ist. Für uns heißt das, dass wir für frühere Sprachstufen letztlich bis ins frühe 20. Jahrhundert auf schriftliche Quellen angewiesen sind.

Heute wissen wir zudem, dass die schriftliche Fixierung von Sprache respektive von Texten nicht nur „eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung“ gesprochener Sprache ist, sondern vielmehr Eigenständiges leistet. Das zeigt sich schon im Zeicheninventar: Es gibt eine Reihe von graphischen Zeichen – hier sind zuallererst die Interpunktionszeichen zu nennen –, die keine direkte Entsprechung bei den Lauten haben. Nahezu von jedem Buchstaben gibt es Majuskeln und Minuskeln, und jeder Buchstabe kann mit graphischen Mitteln (fett, kursiv) verändert werden; außerdem stehen immer mehrere Schrifttypen (etwa Fraktur und Antiqua) zur Verfügung.

Im Gegensatz zum schriftlich Fixierten ist das mündlich Gesprochene flüchtig. Die Schrift bzw. die Schriftlichkeit ermöglichen ein kulturelles Archiv besonderer Art: Die Situationsabstraktheit schafft eine spezielle Qualität, die Texte aus ihrer ursprünglichen Situation herausnimmt und für immer neue Rezeptionssituationen zur Verfügung stellt. Die Schriftlichkeit erlaubt es auch, Texte zu vervielfältigen. Dabei spielen sowohl das Beschreibmaterial als auch die Kopiertechnik eine große Rolle. Pergament ist für große Auflagen von Büchern zu teuer,

für bestimmte Texte wie z. B. wichtige Urkunden hingegen ein Beschreibstoff von hohem Prestige. Papier hingegen ist weitaus günstiger und ermöglicht es vielen, sich Bücher anzuschaffen, aber auch vielen, neue Texte zu schreiben, sodass es im 14. Jahrhundert geradezu zu einer ‚Literaturexplosion' kommt. Zunächst war Papier vom späteren 13. Jahrhundert an vorwiegend aus Italien importiert worden, bis der Nürnberger Patrizier Ulman Stromer im Jahre 1390 die erste Papiermühle im deutschen Sprachraum eröffnete. (S. Kapitel III,5)

Der neue Beschreibstoff verlangt nach Beschreibung, sodass Personen nachdenken, wie man Bücher schneller und einfacher, dabei aber in guter ästhetischer Qualität vervielfältigen kann. Die Antwort auf diese Frage lieferte letztlich der Mainzer Patrizier Johannes Gutenberg, der den Buchdruck mit beweglichen Lettern erfunden hat. Diese neue Technik eröffnete eine Medienrevolution, die von Gutenberg gar nicht intendiert war. Er wollte zunächst nur „die zu seiner Zeit immer deutlicher sichtbar werdenden Mängel eines sehr alten Kunsthandwerks, der ‚*ars artificialiter scribendi*'" beheben. Durchschnittliche mittelalterliche Schreiber – nicht also die wenigen großen Schreibkünstler, von deren Kunstfertigkeit auch heute noch Prachthandschriften zeugen – hatten Schwierigkeiten, „die Buchstaben richtig zu proportionieren und sie zueinander in das rechte Verhältnis zu setzen, die Worte auf den Zeilen und die Zeilen auf der Seite so zu verteilen, daß ein Gott und den Menschen gefälliges Werk dabei herauskam" (Giesecke 1991, 135).

Dennoch bewirkt die neue Technik einen Medienwandel: Das Buch wird das Leitmedium und bleibt dies bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Dieser Medienwandel befördert bzw. bewirkt den „Umbau der mündlich organisierten Gesellschaft des deutschen Mittelalters zur ganz anders gegliederten schriftgestützten Gesellschaft der Neuzeit" (Erben 1989, 9). Das heißt, die gesellschaftliche Kommunikation wandelte sich vom Akustischen zum Optischen. Dazu kommen weitere und weitreichende Wirkungen des Buchdrucks: Mit ihm ist es im Gegensatz zur handschriftlichen Vervielfältigung möglich, zahlreiche völlig identische Exemplare eines Textes herzustellen. Die Drucker, die ja in der Frühzeit des Buchdrucks die Funktionen des Verlegers, des Druckers und des Buchhändlers in sich vereinigen, produzieren mehr Bücher, als sie benötigen; der Markt wird für die Distribution von Büchern und somit auch für die Auswahl der zu veröffentlichenden Bücher entscheidend. Gleichzeitig entsteht durch die Vielzahl identischer Exemplare ein Bewusstsein für den originalen Text im originalen Wortlaut, und nicht autorisierte Änderungen werden als Fehler oder gar als Verstoß gegen Autorenrechte angesehen. Wenngleich es bis zum ‚Urheberrecht' und zum Copyright-Zeichen © noch ein weiter Weg ist, autorisiert aus diesem Grund schon Luther seine Bibelübersetzung und deren unterschiedliche Auflagen mit Graphik und Text.

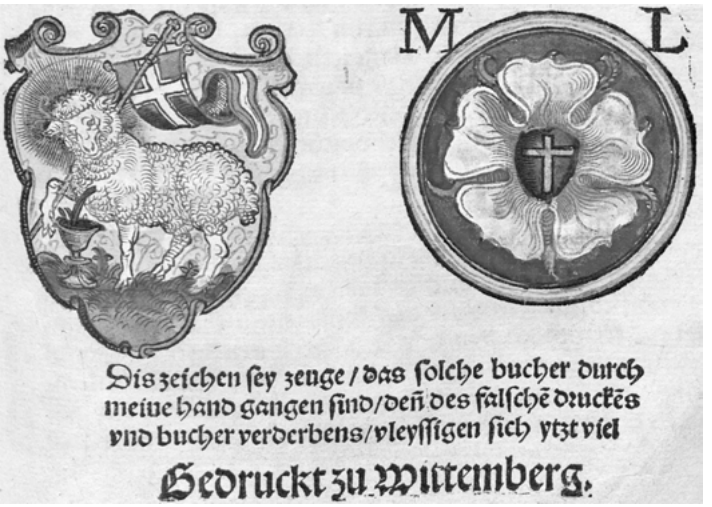

Abb. 1: Christus-Symbol und Luther-Rose als Schutzmarken gegen den unberechtigten Nachdruck der Luther-Bibel, erstmals verwendet in Martin Luther: Das Ander teyl des alten testaments, Wittenberg 1524, CCXVI, Landesbibliothek Coburg, P I 3/2.

Die neue Technik des Buchdrucks bietet auch die Möglichkeit, auf aktuelle Ereignisse oder Sachverhalte schnell und zahlreich zu reagieren. Es entstehen neue Textgattungen wie die Flugblätter und Flugschriften, die der Bildung einer öffentlichen Meinung, aber auch der Aufforderung zu Aktivitäten dienen – auch dies ein Aspekt der ‚schriftgestützten Gesellschaft' (vgl. Wolf 2000). All diese Möglichkeiten kommen auch der Reformation Martin Luthers zugute, die ohne den Buchdruck nicht oder nicht so erfolgreich verlaufen wäre. Deshalb „betrachtet" Luther „den Buchdruck, die ‚typographia' oder ‚chalcographia', als „summum et postremum donum [Dei], durch welche Gotte die sache [des Evangeliums] treibet" (zit. nach Flachmann 1996, 192). In der Folge fordert Luther die Errichtung von Schulen sowohl für Knaben als auch für Mädchen, damit möglichst viele Menschen die Bibel und die reformatorischen Grundschriften lesen können.

Die romantische Formulierung Humboldts von der „sich ewig wiederholende [n] Arbeit des Geistes" legt auch ein Verständnis von Sprachgeschichte nahe, die sich nicht auf eine bloße Beschreibung ausdrucksseitiger Phänomene beschränkt und diese Vorgehensweise als einzigen wissenschaftlichen Ansatz ansieht. Oder wie Stefan Sonderegger es formuliert hat:

> Demnach darf sich eine umfassende sprachgeschichtliche Darstellung des Deutschen weder auf ein Teilsystem der deutschen Sprache, z. B. das Laut- oder Formensystem, beschränken, noch die verschiedenen Teilsysteme isoliert betrachten. Dies ist aber gerade die besondere

> Schwierigkeit jedes Versuchs einer deutschen Sprachgeschichte im Widerstreit zwischen notwendiger Einzelanalyse und erwünschter Gesamtsynthese. (Sonderegger 1979, 20)

Wir müssen aber noch einen Schritt weiter gehen: Neben der ‚internen' Sprachgeschichte, der Geschichte des Sprachsystems, ist die ‚externe' Sprachgeschichte, die Geschichte des Sprachverwendungssystems, zu beachten. Und in diesem Sinne – dies sei wiederholt – ist die Sprachgeschichte immer auch Kulturgeschichte.

Das Wort ‚Sprachgeschichte' hat drei Bedeutungen:

- die Entwicklung einer Sprache (Objekt-Bereich),
- die Beschreibung dieser Entwicklung (Meta-Bereich),
- der Eintritt einer Sprache in die Schriftlichkeit.

Zu Letzterem: Auch die allgemeine Geschichtswissenschaft nimmt den Beginn der schriftlichen Überlieferung als Beginn der Geschichte wessen auch immer. Davor liegt die Vorgeschichte, in unserem Fall die Vorgeschichte einer Sprache. Weil schriftliche Zeugnisse fehlen, können wir die Vorgeschichte ‚nur' rekonstruieren,. Dies geschieht dadurch, dass mehrere als verwandt angesehene Sprachen bzw. einzelnen schriftlich überlieferte Formen oder Ausdrücke miteinander verglichen werden, von denen dann auf frühere Sprachzustände geschlossen wird.

Ältere grammatische Darstellungen des (Gegenwarts-)Deutschen enthalten auch sprachgeschichtliche Kapitel oder Teile. So beginnt die fünfbändige *Deutsche Grammatik* von Hermann Paul, deren erster Band im Jahre 1916 erschienen ist, mit „Teil I. Geschichtliche Einleitung" (Paul 1916, 1), worauf „Teil II. Lautlehre" (ebd., 137) folgt. Bd. 2 (1917) enthält die „Flexionslehre", Bd. 3 und 4 (1919 und 1920) liefern die „Syntax", und Bd. 5 (1920) bietet die „Wortbildungslehre". Die (sprach-)geschichtliche ‚Einleitung' informiert ohne direkten Bezug zu den Grammatik-Teilen über das Indogermanische und das Germanische, über die (lautliche) „Entwicklung des Hochdeutschen" (Paul 1916, 93) und schließlich über die „Entstehung der Gemeinsprache" (ebd., 115); in diesem Kapitel geht es hauptsächlich um die Entwicklung einer standardsprachlichen Norm.

In solchen Zusammenhängen spricht man dann weniger von ‚Sprachgeschichte' als vielmehr von ‚historischer Grammatik', wobei die historische Grammatik einen Ausschnitt aus dem Objektbereich der Sprachgeschichte beschreibt. Sie untersucht vergleichend

> den Bau von Wort, Wortgruppe und Satz einer Sprache in seiner historischen Veränderung [...], indem sie einerseits die Weiterentwicklung des grammatischen Baus von einem durch die Überlieferung gegebenen Ausgangspunkt verfolgt, andererseits bemüht ist, die Ent-

> stehung des gegenwärtigen Sprachzustandes und u. U. angelegte Entwicklungstendenzen zu erhellen. (Lewandowski 1984–1985, 388)

In der heutigen Sprachwissenschaft hat es den Anschein, dass die ‚historische Linguistik' bzw. die ‚historische Sprachwissenschaft' die ‚historische Grammatik' abgelöst hat. An dieser Stelle empfiehlt es sich, zwischen ‚Sprachwissenschaft' und ‚Linguistik' zu unterscheiden:

- ‚Linguistik' ist eine primäre deduktive Wissenschaft, die häufig auch stark formalisierend vorgeht.
- ‚Sprachwissenschaft' ist demgegenüber induktiv: Zwar geht der Datenanalyse eine Frage voraus, doch die Antwort wird nicht auf mehr oder weniger logische Weise mit allgemeinen Prinzipien abgeleitet, sondern arbeitet mit authentischen Sprachdaten.

Dementsprechend begründet und charakterisiert Damaris Nübling ihre erfolgreiche *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen* (2006) mit einem deutlichen linguistischen Interesse:

> Die historische Sprachwissenschaft [gemeint ist die historische ‚Linguistik' im o. g. Sinn; N. R.W.] ist heute weitaus entwickelter und, mit Verlaub, auch interessanter, als dies manche Sprachgeschichtseinführung vermittelt. Längst hat die historische Sprachwissenschaft den Anschluss an die moderne Linguistik vollzogen, hat übergreifende Theorien entwickelt, um zu erklären, warum sich Sprache ständig wandelt und warum sie sich so wandelt, wie sie es tut. [...] Ziel dieser Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels ist es also, die sprachgeschichtlichen Fakten auf einer höheren Ebene zusammenzuführen und, soweit möglich, zu begründen, auch unter theoretischer Perspektive. (Nübling 2006, o. P.)

Dies sei anhand eines Beispiels erläutert. So vertritt Renata Szczepaniak, die für das einschlägige Kapitel in Nüblings „Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels" zuständig ist, die Meinung, dass das Althochdeutsche eine ‚Silbensprache' sei, während das Neuhochdeutsche eine ‚Wortsprache' sei:

> Das Nhd. ist eine Sprache, in der hörerfreundliche Strategien überwiegen, die die Inhaltsstruktur exponieren. Man bezeichnet solche Sprachen als Wortsprachen. Wenn hingegen eine einfache Aussprache im Vordergrund steht, spricht man von Silbensprachen (Spanisch). In Wortsprachen wird daher mit verschiedenen phonologischen Mitteln das phonologische Wort verdeutlicht. Im Gegensatz dazu konzentrieren sich Silbensprachen auf die Verbesserung der phonologischen Silbe. (Nübling 2006, 17)

Der Terminus ‚Silbensprache' zielt auf die Mündlichkeit, er impliziert, dass die Sprachproduktion erleichtert bzw. verbessert werden soll. Das Problem beginnt damit, dass wir von den früheren Epochen der deutschen Sprachgeschichte nur schriftliche Quellen haben, dass wir also von der Schriftlichkeit auf die Mündlich-

keit schließen müssen, ohne die Mündlichkeit, insbesondere die phonetische Realisierung einzelner Buchstaben oder Buchstabenverbindungen zu kennen. Dennoch will Nübling eine fundamentale Veränderung des Konsonantensystems wie die ‚Zweite Lautverschiebung' damit erklären, dass auf diese Weise die Silben des Althochdeutschen verbessert würden. Doch sind mit solchen Annahmen methodische Probleme verbunden: Zum einen wird zunächst festgelegt, was eine Silbensprache ist und wodurch sich eine ‚gute' Silbe auszeichnet; zum anderen muss angenommen werden, dass auch das ‚Voralthochdeutsche' eine Silbensprache war, allerdings eine, deren Silben noch nicht so ‚gut' waren; zum dritten stellt sich die Frage, ob ein derart grundlegender Lautwandel wie die Zweite Lautverschiebung mit dem ‚Ziel', die Silbenstruktur zu optimieren, initiiert werden kann.

Diese Fragen weisen wiederum auf ein anderes Problem: Häufig wird die Frage nach der ‚Ursache' eines Sprachwandels gestellt und auch die Formulierung, dass „Theorien entwickelt [wurden], um zu erklären, warum sich Sprache ständig wandelt und warum sie sich so wandelt, wie sie es tut" (Nübling 2006, o. P.), scheint in diese Richtung zu zielen. Andererseits zeigt beispielsweise eine Erklärung wie die der Silbenoptimierung, dass es beim Wandel von Kulturgegenständen nicht so sehr um eine ‚Kausalität', im Sinn der Naturwissenschaften, also um eine ‚Wirkursache' geht, sondern dass vielmehr die Frage der ‚Zielursache' gelten muss. Wir können kaum feststellen, was die Zweite Lautverschiebung ausgelöst hat, wohl aber können wir, zumindest teilweise, feststellen, was ihr ‚Nutzen' für die sich entwickelnde deutsche Sprache (gewesen) sein könnte oder ist.

Bei alldem darf aber nicht vergessen werden, dass alle Aussagen über den Sprachwandel durch authentische Beispiele belegt werden müssen. Allerdings genügt z. B. für typologische Aussagen („Das Althochdeutsche war eine Silbensprache"; Nübling 2006, 22) nicht bloß ein Beispiel (ich übertreibe hier bewusst), sondern es sollte dann schon eine aussagekräftige Menge an einschlägigen und gleichgearteten Fällen präsentiert werden. Das korpuslinguistische Postulat der ‚Frequenzorientiertheit' gilt auch in solchen Fällen.

> Lange Zeit blieben die materiellen Grundlagen historischer Sprachstudien und Darstellungen weitgehend im Dunkeln von Zettelkästen. Die Auswertungen wurden meist anhand ‚steinbruchartig' ausgeschlachteter Belegsammlungen vorgenommen und hatten oft das Ziel, zuvor aufgestellte Behauptungen (‚Gesetze' etc.) zu belegen, wenn nicht gar zu beweisen. So genannte gesamthafte Auswertungen auf der Basis reflektierter und strukturierter Korpora sind erst in den letzten Jahrzehnten üblich geworden und wohl auch erst durch die maschinelle Unterstützung durch Computer in dieser Form möglich. (Wegera/Waldenberger 2012, 14–15)

Auch wenn man den Computer nicht als alleingültiges Allheilmittel ansieht, ist die Basis von authentischen Texten und, wie schon angedeutet, die Zuhilfenahme statistischer Techniken unerlässlich. Zudem sei darauf hingewiesen, dass es neben den großen Referenzkorpora auch sogenannte kleine Korpora gibt, die für eine Reihe von Fragestellungen durchaus ausreichend sind und bessere Antworten auf die gestellten Fragen erlauben. Zudem muss immer auch – dies auf alle Fälle bei den Fragen, bei denen Wort-, Satz- oder/und Textsemantik eine wichtige Rolle spielt – der Kontext für die Interpretation sprachlicher Daten herangezogen werden. Es bedarf also einer Rephilologisierung der ‚historischen Linguistik' zu einer ‚historischen Sprachwissenschaft' im oben angegebenen Sinne. Von der Textphilologie führt dann ein direkter Weg zur Sprachgeschichte als Kulturgeschichte.

Diese Blickrichtung macht uns auch deutlich, dass eine leitende Frage der deutschen Sprachgeschichte die Frage nach dem Kontakt mit anderen Sprachen ist. Man könnte die deutsche Sprachgeschichte als die Geschichte der Ablösung des Lateinischen durch das Deutsche sehen, wozu dann im Laufe der Entwicklung weitere ‚Gebersprachen' kommen, so vor allem das Französische und später auch das Englische; heute können wir beobachten, dass das Deutsche Domänen an das Englische abgeben muss, was man durchaus als Verarmung in mehrfacher Hinsicht ansehen kann; so könnte es für weite Teile der Bevölkerung noch schwieriger werden, an wissenschaftlichen Diskursen teilzunehmen, abgesehen davon, dass dem Deutschen eben auch wichtige Referenzbereiche verloren gehen.

Schon in der althochdeutschen Periode wird deutlich, dass sich der Einfluss des Lateinischen auf nahezu alle sprachlichen Ebenen des Deutschen auswirkt. Das Germanische kannte nur zwei Tempusformen: Präsens und Präteritum, dem stand das Lateinische mit einem ausgefeilten Tempussystem gegenüber; das Germanische hatte nur eine Diathese, das Aktiv, während das Lateinische auch über ein synthetisches Passiv verfügte. Im mittelalterlichen Deutsch bildeten sich unter dem Einfluss der lateinischen Texte, die auch auf Deutsch bewältigt werden mussten, die periphrastischen Verbformen heraus.

Das zur Staatsreligion erhobene lateinische Christentum hatte – dies liegt in der Natur der Sache – großen Bedarf an speziellen Benennungen für religiöse, theologische und philosophische Begriffe. Dies sei mit zwei zentralen christlichen Begriffen illustriert:

- lat. *redemptio* ‚Erlösung': Vom mittelalterlichen Deutsch sind insgesamt elf Versuche, diesen Begriff auf Deutsch wiederzugeben, überliefert. Erst um 1000 wird *irlosunga* in St. Gallen gebildet, das dann bis heute gilt.
- lat. *resurrectio* ‚Auferstehung': In althochdeutscher Zeit, also bis etwa 1000, sind zwölf Wörter als Entsprechung für das lateinische *resurrectio* belegt,

dazu kommen weitere sechs Versuche im Mittelhochdeutschen. Im späten Mittelalter wird *ûfersteunge* gebildet und setzt sich durch.

An dieser Stelle wollen wir kurz ‚philologisch' werden: Der früheste Beleg für ‚Auferstehung' findet sich im *Vocabularius Teutonico-Latinus*, der 1482 in Nürnberg gedruckt worden ist. Durchgesetzt hat sich ‚Auferstehung' wohl deshalb, weil Martin Luther in seiner Bibelübersetzung dieses Wort verwendet hat:

> [29]JHesus aber antwortet / vnd sprach zu jnn / Jr jrret / vnd wisset die Schrifft nicht / noch die krafft Gottes. [30]Jn der *Aufferstehung* werden sie weder freien / noch sich freien lassen / Sondern sie sind gleich wie die engel Gottes im Himel. [31]Habt jr aber nicht gelesen von der Todten *aufferstehung* / das euch gesagt ist von Gott / da er spricht / [32]Jch bin der Gott Abraham / vnd der Gott Jsaac / vnd der Gott Jacob? (Luther-Bibel 1545, Mt 22, 29–32)

Demgegenüber findet sich im *Evangelienbuch des Matthias von Beheim*, einer mitteldeutschen Übersetzung der vier Evangelien, die 1343 für den halleschen Klausner Matthias von Beheim angefertigt worden ist, die Form *ûfirstandunge* (Beheim 1343):

> Abir Jhêsus antworte und sprach zů en: „Ir irret, ir wizzet nicht di scrift noch di tůgint gotis. Wan in der *ûfirstandunge* wedir si vortrůwen sich noch werden vortrůwit, wan si sint alse die engile gotis. Und darumme inhabit ir nicht gelesin von der *ûfirstandunge* der tôten, waz von gote gesprochen ist zů ûch saginde: Ich bin got Abrahâmis und got Isaâc und got Jâcobis."

Die *Mentelin-Bibel*, eine Übersetzung, die 1466 von dem Straßburger Drucker und Buchhändler Johannes Mentelin publiziert worden ist, setzt ebenfalls *auffersten-dung* (Mentelin 1466):

> Jr irret. nicht wissent die schierste [recte: schrift; N.R.W.]: noch die krafft gotz. Wann in der aufferstendung gemecheln sy nit. noch werdē gemechelt: wann sy seint als dy engel gotz in dem himel. Lasst ir nit von d' auferstendung der dotten das do ist geseit von gott zů eúch sagent. Ich binß gott abraham: vnd gott ysacs: vnd gott jacobs.

Zum Abschluss dieses philologischen Exkurses werfen wir noch einen Blick auf die lateinisch-althochdeutsche *Tatian-Bilingue* (oft auch kurz *Althochdeutscher Tatian* genannt), die um 830 in Fulda entstanden ist und die in Zeile 19 die alte Form *urresti* bringt:

erratis nescientes scripturas	Ir irrot niuuizenti giscrib
neque uirtutem dei.	noh gotes megin.
filii huius sæculi nubent.	thiu kind therro uuerolti gihiuuent.
& traduntur ad nuptias.	Inti uuerdent furselit zi brûtlouftin.
illi autem qui digni habebuntur	thie thar uuirdige gihabente sint
sæculo illo & resurrectione	therro uuerolti Inti urresti
ex mortuis neque nubent	fon tóten. noh sie nihiuuent
neque ducunt uxores. neque enim	noh quenun niholont. noh
ultra mori potuerunt.	elihor arsterban mugun.
sed sunt sicut angeli dei In cælo.	ouh sint só gotes engila In himile.

Abb. 2: Aus der *Tatian-Bilingue* in der Edition durch Achim Masser: Die lateinischalthochdeutsche Tatian-Bilingue Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 56. Göttingen 1994, 429. Diese Edition versucht, die zweisprachige und deshalb zweispaltige Handschrift abzubilden.

Das Substantiv *urresti* ist eine Suffixableitung vom althochdeutschen Verb *urrisan*, das wiederum eine Präfigierung des Verbs *risan* in der Bedeutung ‚von unten nach oben sich bewegen, steigen, sich erheben' ist. Das Verb *risan* ist mit dem englischen Verb *rise* ‚(auf)steigen, aufstehen' nah verwandt. *Auferstehung* ist ein Nomen actionis zum Verb *auferstehen*, bei dem schon das Präfix *auf-* die Bewegung von unten nach oben signalisiert. Im Laufe der Zeit werden unterschiedliche Formen des Verbs *sten*/*stan* für die Ableitung des Nomen actionis genutzt: Neben der Kurzform *sten*/*stan* gibt es schon im Althochdeutschen die volle Form *stantan*, die das Präteritum (ahd./mhd. *stuont*, nhd. *stund*, dann *stand*) bilden. Das Substantiv *Auferstendung* ist von der vollen Form, die jüngere Form *Auferstehung* von der Kurzform abgeleitet.

Schon in diesen unterschiedlichen Ausdrücken finden wir die vielfältigen Bemühungen wieder, neue Ideen, neue Konzepte, neue Begriffe zu versprachlichen. Da es sich um ungewohnte neue Sachverhalte handelte, musste vieles mehrfach versucht werden, bis es zu einer Lösung kam, die die Sprachgemeinschaft akzeptierte und die eine Lexikalisierung eines Neologismus ermöglichte. Wir können drei unterschiedliche sprachliche Verfahrensweisen beobachten, die zu neuen Benennungseinheiten führen:

- Entlehnung (aus einer anderen Sprache),
- Wortbildung,
- Bedeutungsübertragung wie Metaphorisierung oder Metonymisierung.

In der jüngeren Vergangenheit hat die elektronische Datenverarbeitung eine große Zahl von neuen Bezeichnungen für neue Gegenstände und Sachverhalte notwendig gemacht und sich dabei der genannten Verfahren bedient:

- Entlehnung vor allem aus dem Englischen: *Computer*, *klicken*,
- Wortbildung: *Rechner*, *Bildschirm*,
- Bedeutungsübertragung: *Maus*, *Fenster*.

Zur Entlehnung kann auch die Bedeutungsentlehnung gehören: Ein vorhandenes Wort übernimmt die Bedeutung eines ähnlich klingenden Wortes, unter Umständen eines ‚falschen Freundes' der Ausgangssprache. Das Wort *Menü* hat im Deutschen die Bedeutung ‚festgelegte Speisenfolge', im Englischen bedeutet *menu* ‚Speisekarte'; im Computerbereich wurde dann die Bedeutung von *menu* auf ‚Bildschirmliste mit den möglichen Befehlen' übertragen; diese Bedeutung bekam dann auch das deutsche *Menü* im Zusammenhang mit der elektronischen Datenverarbeitung.

Diese wenigen Beispiele zeigen, dass die Bedeutungsentwicklung von Wörtern, also der ‚semantische Wandel' (vgl. Nübling 2006, 106) und der ‚lexikalische Wandel' (ebd., 131), die Entwicklung des Wortschatzes, das Entstehen neuer und das Verschwinden alter Wörter, nicht getrennt voneinander, sondern nur in ihrem Zusammenspiel gesehen werden dürfen. Die Klassifizierung von Bedeutungswandel als ‚Bedeutungserweiterung' und ‚Bedeutungsverengung', als ‚Bedeutungsverbesserung' und ‚Bedeutungsverschlechterung' oder, wenn keine andere Möglichkeit übrig bleibt, als ‚Bedeutungsverschiebung', wie das Heinz Kronasser (1952) vorgeschlagen hat, erklärt nichts und informiert in keiner Weise über „Prinzipien des Sprachwandels" (so der Untertitel von Nübling 2006). So kann man sich darin einig sein, dass der Wandel von mhd. *vrouwe* ‚adelige Frau' zu nhd. *Frau* ‚(erwachsene) Person weiblichen Geschlechts' eine Bedeutungserweiterung ist; viel interessanter und wichtiger ist indes, mit welchen sozialgeschichtlichen Ereignissen diese Erweiterung einhergeht. Damit ist auch der Wandel von mhd. *vrouwelîn* ‚unverheiratete weibliche Adelige' zu nhd. *Fräulein* ‚unverheiratete Frau' verbunden, wobei das Wort *Fräulein* im Zuge der feministischen Bewegung zusehends überflüssiger wurde, sodass die modernen Wörterbücher es als ‚veraltet' bezeichnen.

Vermutlich hat das Wort *Fräulein* schon zur Goethezeit kaum noch das Bedeutungselement ‚adelig'; dennoch lässt Goethe den als Junker verkleideten Faust zu Gretchen sagen: *Mein schönes* ***Fräulein****, darf ich wagen, / Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?*, worauf Gretchen etwas schnippisch erwidert: *Bin* ***weder Fräulein****, weder schön, / Kann ungeleitet nach Hause gehn.* Uns Heutige mag Gretchens Antwort überraschen, denn wir wissen, dass sie nicht verheiratet ist und auch noch keine sexuellen Erfahrungen gemacht hat. Goethe, der seinen

Faust ins 16. Jahrhundert situiert – Faust hat seinen ersten Auftritt in „einem hochgewölbten, engen gotischen Zimmer“ –, zitiert nicht nur an dieser Stelle historischen Sprachgebrauch.

Die ‚Bedeutungserweiterung‘ von *Frau* geschieht nicht isoliert im Wortschatz, sondern steht in engem Zusammenhang mit der Bedeutungsentwicklung von *Weib* und einigen anderen Wörtern, die weibliche Personen bezeichnen. Das Duden-Herkunftswörterbuch stellt dies in einer übersichtlichen Zusammenfassung dar:

Frau oder Weib?

Das Wort *Frau* erscheint zwar schon als ahd. *frouwa,* mhd. *frouwe* in der Bedeutung »vornehme, adlige Dame, Herrin«, es ist aber ganz auf die Sphäre der obersten Gesellschaftsschicht, des Adels, beschränkt. Es ist abgeleitet von ahd. *frô* »Herr«, ein Wort, das heute noch in *Fronleichnam* »Leib des Herrn«; *Frondienst* »Dienst für den Herrn« und in Ortsnamen wie *Fronhausen* begegnen kann. Ein adeliges unverheiratetes Mädchen war dementsprechend eine *juncfrouwe;* ein unverheiratetes einfaches Mädchen dagegen eine *maget,* später, als *maget* mehr und mehr die Bedeutung »Dienstmagd« angenommen hatte, trat eine Zeit lang das Wort *Fräulein* an seine Stelle. Weil der Diminutiv *-lein* hier aber als abwertend empfunden wird, wird das Wort heute fast nicht mehr verwendet. Nur manchmal hört man es noch in Gaststätten als Anruf für die Kellnerin. Die neutrale Bezeichnung für Angehörige des weiblichen Geschlechts war ahd. *wîb*, mhd. *wîp*. In Ableitungen wie *weiblich* ist heute noch die neutrale Bedeutung von *Weib* erhalten. Das einfache Substantiv *Weib* wird aber heute nur noch abwertend verwendet und auch positiv gemeine Komposita wie *Rasseweib* müssen wohl letztlich so verstanden werden. Man nimmt an, dass seit der frühen Neuzeit auch solche Frauen als »frouwe« im Sinne von »vornehme Dame« angesprochen wurden, denen eigentlich diese Anrede gar nicht zustand. Dies kann eine Form von Höflichkeit oder Schmeichelei gewesen sein. Jedenfalls übernahm *Frau* nach und nach die Funktion der neutralen Bedeutungsangabe. Das bisher neutral gebrauchte Wort *Weib* wäre dann nur noch für die Gelegenheiten übrig geblieben, an denen man weder höflich sein noch schmeicheln wollte. Es bekam daher eine negative Bedeutung und durchlief damit genauso eine Bedeutungsverschlechterung wie *maget* und *diern(e),* wo die Bedeutung »Jungfrau, junges Mädchen« zu »Prostituierte« absinkt. In bairisch *Dirndl* »weibliche Tracht« ist die ältere Bedeutung noch bewahrt. Da nun nach dem Bedeutungswandel von *frouwe/Frau* kein Wort für die vornehme Frau zur Verfügung stand, bot sich franz. *dame* in dieser Position an. Eine Bedeutungsverbesserung findet sich wenigstens bei dem Wort ahd. *quena* »Frau, Gattin«. Zwar ist es im Deutschen ausgestorben, lebt aber in engl. *queen* »Königin« weiter.

Abb. 3: Frau oder Weib?, in: Duden. Das Herkunftswörterbuch 2014, 300.

Die Wörter müssen, auch wenn es um ihre Bedeutungsentwicklung geht, in ihren feldmäßigen Zusammenhängen gesehen werden. Dennoch darf nicht angenommen werden, dass sich parallele lexikalische Teilfelder symmetrisch entwickeln. Dem lexikalischen Paar *frouwe – wîp* stehen im mittelalterlichen Deutsch *hêrre – man* in schöner Parallelität gegenüber. Heute hat *Herr* die Bedeutung ‚Vorgesetzter, Herrscher‘ und wird in höflicher Rede für *Mann* verwendet: *Vor der Tür steht ein Herr*, eine Ausdrucksweise, die wohl schon am Veralten ist; *Mann* ist das Normalwort für ‚erwachsene männliche Person‘.

Die ehemaligen Standesbezeichnungen *Frau* und *Herr* werden überdies im Laufe der Zeit Höflichkeitssignal, indem sie vor allem bei der Anrede vor die Familiennamen gestellt werden: *Frau Müller*, *Herr Schmidt*. *Frau* und *Herr* werden

auch vor Berufsbezeichnungen oder akademische oder andere Titel gestellt: *Frau Professor*, *Herr Doktor*. Es ist heute nicht mehr üblich, dass Frauen an ihren Familiennamen das movierende Suffix *-in* anfügen; genauso wenig tut man dies bei Berufsbezeichnungen oder Titeln, auch wenn dies heute umstritten erscheint.

In Goethes *Faust I* spricht Gretchen ihre Nachbarin mit *Frau Marthe* an. Und Mephisto, der knapp danach dazu kommt, führt sich mit der Entschuldigung ein: *Bin so frei, grad' hereinzutreten*, / *Muß bei den Frauen Verzeihn erbeten*. An dieser Stelle könnte man in bestimmten Situationen heute noch sagen: *Muss bei den Damen Verzeihn erbeten*. Das Wort *Dame*, so das Duden-Herkunftswörterbuch, „wurde Ende des 16. Jh.s aus franz. *dame* ‚Herrin; Frau; Ehefrau' entlehnt. Während es bis ins 17. Jh., als Pendant zu Kavalier, die fein gebildete Geliebte, die Herzensdame, die Herrin bezeichnete, wurde es ebenfalls im 17. Jh. zum festen Titel der Frau in Hof- und Adelskreisen. Erst seit dem Ende des 18. Jh.s wurde es auch in der Sprache der bürgerlichen Gesellschaft heimisch, wo es Frau teilweise ersetzte." (Duden Herkunftswörterbuch 2014, 207) Die Fügung *Dame* + Familienname scheint nie üblich gewesen zu sein, zumal *Dame* schon früh auch eine „abwertende Bedeutung" (ebd.) bekommt. Deshalb kann der Theaterdirektor in Goethes *Faust I*, und zwar im „Vorspiel auf dem Theater", über sein Publikum sagen: *Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.* / *Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten*, / *Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt*; / *Die* ***Damen*** *geben sich und ihren Putz zum besten* / *Und spielen ohne Gage mit*.

Dennoch ist das Wortpaar *Dame* und *Herr* in Verbindung mit Namen nicht völlig unumstritten. Bei der Sprachberatung der Gesellschaft für deutsche Sprache ging folgende Anfrage ein:

> Ich frage mich seit langem, warum die Anrede im Deutschen *Herr* und *Frau* ist. Warum ist ein Mann höflicherweise ein Herr, aber die Frau bleibt eine Frau und wird nicht zur Dame? Das ist doch ungerecht und sollte im Sinne der Gleichbehandlung geändert werden. (gfds.de/anrede-herr-und-frau-statt-herr-und-dame [6.11.2018])

Diese Frage wurde dann bis zum deutschen Bundesverfassungsgericht gebracht. Sowohl die Gesellschaft für deutsche Sprache als auch das Bundesverfassungsgericht antworteten mit einem Verweis auf die Sprachgeschichte und die Asymmetrie der Bedeutungsentwicklung von Wörtern.

Wie dem auch sei, die Wortgeschichte mit all ihren Aspekten ermöglicht uns einen tiefen Einblick in das Werden unserer Kultur und zeigt zudem, dass vieles aus der Geschichte heute noch gegenwärtig ist und uns auf vielfältige Weise beschäftigt.

Die hier vorgebrachten wenigen Beispiele haben auch – so hoffe ich – einige Prinzipien der ‚Rephilologisierung' der Sprachgeschichte deutlich gemacht: Die sprachlichen Zeichen, um die es geht, müssen immer in ihrem Kontext, d. h. in